

Unter ägyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Zitelmann.

(2. Fortsetzung.)

„Danke sehr!“ sagte er, die Tasse auf den Tisch stellend, und auf den Jollanten, der dort aufgeschlagen lag, deutend, fragte er: „Lauter Norddeutsche, nicht wahr? Ja, auch auf diese Weise erobern Sie die Welt! Wir Oesterreicher sind immer langsam vorgegangen, aber Sie sind rasch und rühren uns nicht.“

Er sprach in seinem österreichischen Dialekt mit einer so melodischen Stimme, daß Harald unwillkürlich der Gedanke kam, der Herr müsse wunderbar singen.

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen norddeutscher Sitte gemäß erst vorstelle“, sagte er statt aller Antwort; und er nannte seinen Namen, indem er, den Ellbogen nach außen drehend und die Hände zusammenschlagend, sich nach der Vorchrift der neuesten Mode verbeugte.

„Wildau“, entgegnete der Andere einfach. Harald gelang es kaum, seine Verblüffung zu verbergen. Er hatte sich mindestens auf einen Grafen gefaßt gemacht; und daß er das „von“ nur überhört hatte, davon blieb er auch jetzt noch überzeugt. Man versteht bei der Vorstellung die Namen ja selten richtig. „Ja, daß Sie Norddeutscher sind“, nahm Wildau das Wort, nachdem er sich gesetzt hatte, „das sieht man Ihnen an der Rasenfrisur an. Sie haben so a' Schneid', a' Dressur, zu der wir's nimmer bringen.“

Harald lachte geschmeichelt. Der Herr gefiel ihm außerordentlich.

Das Gespräch drehte sich dann um die Reise, um Kairo, die Nilfahrt, die Beide zu machen beabsichtigten. Wildau war auch erst seit zwei Tagen hier, mit einem Schiff des österreichischen Lloyd von Triest gekommen, hatte sich aber sofort den brieflich bei Stangen bestellten Platz für das Nilboot gesichert, da großer Andrang herrschte. „Ich gehe mit einem Gazeschiff am Sonnabend früh“, erzählte er. „Eine Woche genügt mir jetzt für Kairo, nach der Niltour bleib' ich dann wieder acht Tage, hab' im Ganzen nur sechs Wochen Zeit.“

„Sie reisen nicht mit Cook?“ fragte Sperber. „Das ist doch die erste und vornehmste Gesellschaft.“

„Die zweite Großmacht heißt sie im Orient“, erwiderte Wildau lächelnd. „Gerade aus Opposition mag ich mich dem Cook nicht verkaufen. Es paßt mir auch nicht, daß die Reisenden so heerdeusweis in den Tempel getrieben werden. Wie ist's denn mit Ihnen? Haben Sie schon einen Platz bestellt?“

Harald entgegnete, daß er daran noch nicht gedacht habe. Er hätte nicht geglaubt, daß der Andrang so groß sei. „Schade, daß Sie nicht mit mir reisen können“, meinte der Andere. „Fragen Sie doch einmal im Bureau von Henri Gaze & Son — es ist Sheppard's Hotel gegenüber unter den Colonnaden — ob nicht zufällig noch ein Platz auf der „Gefantine“ zu nächstem Sonnabend zu haben ist.“

Eine Stunde später machten sich die Herren gemeinsam auf den Weg, um die Kahlengräber zu besuchen. Unter Scherzen und Lachen bestiegen sie zwei der an der Hotelthüre bereitstehenden Esel, und Harald, dem es gegen die Ehre ging, einen Esel zu reiten, erkannte bald freudig an, daß zwischen dem Hinten, lustig galoppierenden Brauthier, das er bestiegen, und dessen deutschen Brüdern ein bedeutender Unterschied bestehe. Der Eseljunge, der hinterher trabte und taum zu folgen vermochte, lachte über's ganze Gesicht vor Stolz über die Leistung seines Thieres.

„Good Danten, molto presto — tres vite!“ rief er leuchtend, den Hals des Thieres klopfend, als er die beiden Herren, die am Ende der die Musik in gerader Richtung nach Osten fortgehenden Rue Neuve warteten, eingeholt hatte.

„Wie heißt der Esel?“ fragte Harald, der an dem netten Thier, das den schlechten Ruf, in dem seine Stammesgenossen daheim hatten, so wenig verdient, Gefallen fand.

„What's the name of the donkey?“ dolmetschte Wildau.

„Bismarck!“ antwortete der Junge schnell; „gut Bismarck! Ich lerne deutsch! Sprechen mit deutsche Herren!“

Harald brach in ein herzliches Gelächter aus, in das Wildau einstimmt. Daß auf dem Namen des deutschen Nationalhelden hier die Esel getauft wurden, war doch gar so komisch.

Durch die ihm unverständliche Heisterkeit der Herren ermutigt, begann der Knabe nun, da es langsam durch das Städtchen und auf sehr haubigen Weg weiter ging, Harald zu unterhalten. In einem Rauderwisch, das aus vier Sprachen gemischt war, schwatzte er unaufhörlich und wußte sich ganz gut verständlich zu machen. Es war

ein aufgeweckter Bursche mit lebhaften Augen und blühenden weißen Zähnen, der auf alle Fragen, die an ihn gestellt wurden, eine Antwort wußte und Harald sehr belustigte.

Unmittelbar hinter der Stadtmauer hatte sich eine felsige Straße aufgethan, die an einem arabischen Friedhof vorbeiging, zwischen gelben, steil ansteigenden Hügel in ein einfaches Mäntelchen hineinführte. Der Kontrast war merkwürdig. Eben noch die laute, lärmende Stadt, wenige Minuten später die Weltabgeschiedenheit dieses Friedhofs. Zwischen kleinen arabischen Häusern, in denen die Mächter der Gräber und deren Familien lebten, erhoben sich die stolzen Knipfelnbauten, welche die irdischen Reste der Khalifen bergen. Nachdem sie die edlen Grabmässchen der Sultane Said Bey und Bartak besucht hatten, ritten sie auf die einsamen Berge zu, die sich zwischen das Thal und die Stadt schoben und die bei den Europäern von der Napoleonischen Zeit her, wo hier Windmühlen errichtet worden waren, den Namen „Windmühlengel“ behalten hatten.

Auf der Höhe des Bergammas, den sie erstiegen, bot sich den Herren eine wunderbare Aussicht. Zu ihren Füßen dehnte sich endlos die glänzende Stadt mit ihren Kuppeln und vierhundert Minareten, die wie Nadeln spitz in die Lüfte stiegen; jenseits erschien ein grüner Streifen, der den Lauf des Nils bezeichnend, und dahinter ein grauer, sich in den Horizont verlierender: die Wüste. An deren Rande erhoben sich fern und klein die Dreiecke der Pyramiden, verschwimmend im Lichte der Sonne, die glühend roth sich neben ihnen zum Untergange fante. Nun wandte Harald den Blick rückwärts. Da lag er zur Rechten, der phantastische Lobnacker, dessen vergoldete Kuppeln in der Sonne blühten, links aber und vor ihm dehnte sich weit, unermesslich, die gelbe Wüste, auf die der Berg und die Minarete lange dunkle Schatten warfen. Vergolbet von der Abendsonne schimmerte der gelbe Sand um ein flüßiges Gold. In der Ferne auf einem Esel, der von einem Manne geführt ward, ritt eine schwarze Gestalt in die große Einfachheit hinaus, die Feuerlichter der Scene erhebend. Maria und Joseph! dachte Harald. Das war das Morgenland, wie er es geträumt hatte. Langsam sank die Sonne hinab, eine lichte Klarheit am Horizonte zurücklassend, die sich wie ein hellgelbes Licht um die wunderbare Stadt legte. Grau und kalt aber breitete sich die Wüste aus. Es war, als sei sie gestorben.

Ein früher Hauch wehte von Norden her; die wilden Hunde, die in den einsamen Bergen hausten und wie Schatten dicht bei den Herren vorüberjagten, ließen ihr unheimliches Geheul ertönen. Verstummt, ganz dem Eindruck der wunderbaren Stunde hingegeben, eilte Harald den Berg hinunter, bestieg sein Thier und ritt mit Wildau auf näherem Wege heimwärts. In der Stadt waren schon die Lichter angezündet. Die Dunkelheit war plötzlich hereinbrochen. Die Treier führten ihre Schutzbohlen durch das arabische Viertel, ein Gewirr von Waffen und Säbelen, eine verrufene Gegend, in die der Europäer sich nicht allein hineinwagt. Aus erleuchteten, nach der Straße geöffneten Hütten schallte wüster Lärm, unverschleierte Mädchen tanzten, wilde Gestalten hockten und tauernten am Boden und riefen die Fremden in unverständlichen knarrenden Lauten an. Und dann empfing sie der europäische Komfort des hell strahlenden Hotels, in dem eine elegante Gesellschaft sich zum Mittagsmahl versammelte. Welch ein Kontrast!

Wie vorausgesehen gewesen, ward Harald in Gaze's Bureau, wohin er sich am nächsten Vormittag verfügte, angewiesen. Die Plätze zu dem Sonnabendschiff seien längst vergeben — hieß es; auch für die übrigen in diesem Monat abgehenden Dampfer sei Alles bestellt. Doch wollte man seinen Namen vormerken und es ihm wissen lassen, sobald eine Abgabe komme.

Mit diesem Bescheide ging Sperber in Sheppard's Hotel hinüber, um für die schöne Engländerin und Fräulein von Umfattel Karten abzugeben. Er vermutete, die Damen um diese Stunde nicht zu Hause zu treffen, ward in dessen in den Salon genötigt, wo alsbald Fräulein Kunigunde erschien. Sie trug ein sehr elegantes weißes Morgenkleid und sah im Dämmerlicht des Gemaches, dessen Marquisen geschlossen waren, frischer und weniger verblüht aus, als Zaas vorher. Harald gesehnd sich, daß sie mit ihrer kleinen zierlichen Figur und dem pikanten Stumpfnäschen immer noch eine reizvolle Erscheinung sei, die nur neben der schönen Freundin nicht zur Geltung käme.

„Verzeihen Sie“, sagte sie, schnell auf ihn zutretend und ihm die Hand reichend, „daß ich die Gelegenheit nicht

zu Ruhe mache, Sie einmal für mich zu haben. Ist Mrs. Summers da, so haben Sie ja doch weder Augen noch Ohren für mich. Schöne Mitreden und so weiter — bitte, widerprechen Sie nicht, ich würde Ihnen doch nicht glauben! Es ist ein Zeichen für meinen Mangel an Eitelkeit und Selbstlosigkeit, daß ich mit solch' einer Gefährtin auf Reisen gehe, nicht wahr?“

„Wollte sie ihn auf's Glatteis führen? Er mochte ihr den Triumph nicht gönnen, ihn in Verlegenheit zu setzen, und daher erwiderte er rasch: „Über ein Zeichen dafür, daß Sie sich in anderen Dingen Mrs. Summers so überlegen fühlen, daß Sie es selbst mit ihrer Schönheit aufnehmen können.“

„Bravo!“ rief sie lachend. „Sie haben sich famos aus der Affaire gezogen. Uebrigens — mögen Sie Recht haben. Schönheit ist eine Göttergabe und — Dummheit auch. Ein Mann von Geist und Scharfsinn wie Sie täuscht sich darüber nicht.“

Als wenn ein rauher, kalter Winterhauch aus dem Norden in die blühendduftende Lebensluft hineingeweht wäre, so traf ihn ihre Malice. Sie empfand mit dem feinen Instinkt einer nervösen Natur sofort, daß sie ihm mißfallen habe, und zog andere Saiten auf.

„Wissen Sie, wie mich Ihr Freund Legeburg einmal genannt hat? Ich sei Pfeffer und Salz auf der Tafel des Lebens, sagte er. Nun sehen Sie! Ein Jeder erfüllt seine innere Bestimmung, — und neben all' den Complicaten und Gelees und Zudertorten hab' ich gewiß auch meine Bestimmung.“

„Legeburg! Wie, Sie kennen Oswald?“ rief er in freudigem Erstaunen. „Dann freilich —“

„Steige ich sofort in Ihrer Achtung eine ganze Treppe höher“, fiel sie ein. „Gut, daß ich den Trumpf auszulpielen hatte. So wissen Sie gar nicht, daß ich Lili Legeburg's Freundin bin und auf deren Hochzeit Ihre Tischnachbarin sein sollte? Sie sehen mich schände im Stich, sonst wären wir am Ende schon längst gute Freunde.“

„Meiner Enttarnung wegen mußte ich leider fortbleiben“, entgegnete er; „ich wäre gern gekommen! Legeburg's alle sind mir so theuer.“

„Mir auch“, meinte sie. „Und nach dem Grundsatze: les amis des amis sont nos amis“, hatte ich Sie schon auf dem Schiff erspäht, konnte mich Ihnen aber nicht bemerkbar machen.“

„Warum sprachen Sie mich denn nicht an?“ rief er warmherzig. „Ich hätte mich ja so gefreut —“

„Hätte ich doch in meiner norddeutschen Sittheit nicht gewagt“, erwiderte sie, „und Sie — würden sich doch auch sehr gewundert haben, wenn ich's gethan hätte.“

„In diesem Falle“, versetzte er und verfluchte dann, weil seine Ehrlichkeit ihr nicht widersprechen konnte. Die Form verlangte, daß der Herr den ersten Schritt thäte — und er war ein Mann der Formen. Emongipirische Damen waren ihm ein Gräuel. Zum Glück gab es deren in seiner Gesellschaftskreisen noch nicht viele.

Während das Fräulein ihm nun von ihrer Pensionatsfreundschaft mit Lili Legeburg erzählte, rechnete er sich nach deutscher Weise aus, daß diese 24 Jahre alt sei und daß unmöglich Fräulein von Umfattel in deren Alter sein könne. Dreißig war sie sicherlich. Dann fragte er sie, ob der Divisionsgeneral Umfattel ihr Vater gewesen? Nein, der Onkel, erfuhr er, bei dem sie sich in Berlin viel aufgehalten. Ihre schönsten Jahre hätte sie da mitgemacht. Ihr Vater habe die Herrschaft in Ostrow in Preußen besessen, die jetzt ihr ältester Bruder bewirthe. Sie lebe auf dem Nachbargute, das ihr gelehrt als Erbin von der Mutter. Die sei eine Gräfin Horbige gewesen und ihr Bruder habe eine Schachthof zur Frau, der jüngere aber, der Bonner Mann sei und dem Helgen gehöre, wäre noch frei. Und nun vertieften sich die Beiden in ein sehr feudales Gespräch. Es gab Beziehungen hin und her, da auch Harald mit dem Adel mannigfach verwardt war. Erst als die Uhr im Salon die Mittagstunde schlug, verabschiedete er sich.

Während des Lunch, bei dem Wildau fehte, ward Harald fast wider Willen in eine Unterhaltung gezogen, die sich auch nachher in einem Kreise von Herren bei Kaffee und Cigarette fortsetzte. Eine Excellenz mit weißen Haaren, Staatsminister a. D., ein General a. D. und ein Geheimrath aus dem Ministerium handelten preußische Politik ab und verteidigten allerlei Regierungsmaßregeln, die ein paar rheinische Industrielle angriffen. Harald fühlte sich in eine Berliner Gesellschaft verlegt, wo man nach dem Souper bei Bier und Cigaretten mit Ausschließung der schöneren Hälfte der Menschheit lanngeierle. Die Excellenz war sehr gnädig gegen ihn und versicherte ihn wiederholt, daß es außerordentlich lehrreich für einen jungen Staatsbeamten sei, in so zwanglose persönliche Berührung mit einem Manne, der am Ruder gesessen, zu treten. Auch befragte er Sperber um dessen Meinung, die er aber, da sie um eine Alliance von der feigenen Art, mit erstem Kopfschütteln verurtheilte. Ein rosenrothes, duftendes Bilet, das Harald gebracht ward, gab das sofortige Antwort leistete, gab diesem endlich die erwünschte Gelegen-

heit, sich zu entfernen. Mein Gott, er war doch nicht nach Egypten gekommen, um die ganze heimliche Misere hierher verpflanzt zu haben. Er begriff es selbst nicht recht, daß ein Gespräch, das ihn zu Hause sehr interessirt haben würde, ihm hier so kleinlich erschien, ihn so verstimme. Das lag ihm ja Alles jetzt so fern, er sah sein Deutschland wie aus der Vogelperspective; nur in großen Zügen wollte er es schauen, sich freudig bewußt sein, daß er einer Nation angehöre, die überall geachtet, wenn nicht geliebt wurde. Alles Uebrige kümmerte ihn nichts. Hatte er doch die weite Welt, um sie zu bewundern, um daran zu lernen.

Mrs. Summers, die sehr bedauerte, seinen Besuch verfehlt zu haben, lud ihn ein, ihre Freundin und sie auf einer Corfofahrt nach dem Gezeirpalasthotel zu begleiten, und er sagte mit Vergnügen zu.

Als er sich um 3 Uhr in Sheppard's Hotel einfand, stand der Wagen schon vor der Thür, und alsbald erschien die Engländerin in einer hellblauen Toilette, die mit echten Spitzen reich verziert war, und einem großen, extragardanten, mit Federn und Blumen geschmückten Hut, der, wie Harald sich sagte, in Berlin unmöglich gewesen sein würde, der sie aber reizend kleidete. Sie war so blendend hübsch und begrüßte ihn mit einer so holdseligen Liebenswürdigkeit, daß sein Herz abermals in große Unruhe gerieth. Auch Fräulein Kunigunde hatte sich in den schönsten Putz geworfen, verschwand aber in der That völlig neben Frau Daisy, und ihre wüthigen, geistreichen Bemerkungen gingen wirkungslos an seinem Ohr vorüber, weil seine Augen zu viel zu thun hatten. Ist diese lieblichste aller Sterblichen wirklich dumm? fragte er sich selbst. Doch wie konnte er darüber urtheilen, wenn ihre blauen, guten christlichen Augen fortwährend in die seinen guckten mit einem Ausdruck, als wollten sie sagen: Da bin ich ja! So nimm mich doch! Kannst Du denn eine schönere und lebenswürdigere Frau finden, so weit die Sonne scheint und der Himmel blau? Damals auf dem Schiffe hat es begonnen! Du bist's, den ich erwartete —

Fast hätte er seinem schönen vis-avis geirrt, daß es ihn verblindete, den wechselliebenden Bildern, die am Wege vorüberglitten, so viel Aufmerksamkeit zu schenken, wie ihnen gebührte. Durch die breiten Straßen der Jamaita, des europäischen Viertels, das der abgelebte Arabide Ismail nach französischem Muster erbaut, ging es über die prächtige neue Nilbrücke, auf die Insel Bulat, an den Lagerstätten der Arawanen vorbei und durch die prächtigen Alleen der Lebbachbäume hin. Die Wunderbäume, die in 40 Jahren zu ihrer vollen Höhe erwachsen, erregten in der That Mrs. Summers' Awe. Harald's größtes Gefallen. Ihre mächtige Stammäste, an uralte deutsche Eichen gemahnend, und ihr hoch in den Lüften sich zum grünen Dom wölbendes Blätterdach zauberten ihm den geliebten deutschen Wald vor die Seele.

Und in weitem Umkreise umsäumten diese Bäume alle Landstraßen und Abwege Kairo's mit ihrem kühlen Schatten. Während er sich über diese Alleen freute, hatte sich Fräulein von Umfattel die Lognette aufgesetzt, um die ihnen begegnenden oder vorüberfahrenden Equipagen und Reiter besser betrachten zu können. Besonders die vornehmen Türkinnen, die, weiß verschleiert, in geschlossenen Coupes, meist von Eunuchen begleitet, daherkamen, reizten ihre Neugier. Den Gefährten der Türken und Europäer von Stand eilten die Säis voran, lange Stäbe in den Händen haltend; sie trugen goldgestickte, kurze Jaden und bunte Schärpen über einem weißen Gewand, dessen weite Ärmel und kurze, rockartige Beinkleider im Winde flatterten, das Bein vom Knie ab und den Fuß unbedeckt lassen; den Kopf bedeckte ein Fetz mit Troddel oder Schleier. Wie der Wind flümmten sie daher, einen ebenso malerischen wie phantastischen Eindruck gewährend, von den Damen höchlich bewundert, während Harald doch die Einrichtungen sehr orientalisches und etwas barbarisches erschien. Im Garten des Gezeirpalasthotels, wo bereits eine ganze Wagenburg harrte, stiegen sie aus und gingen zu Fuß durch den wunderschönen Park dem arabischen Kiosk zu, einer von schlanken Pfeilern getragenen, luftigen Halle, in und vor der die elegante internationale Welt sich zwei Mal wöchentlich an den Corfoarten zu versammeln pflegte. In den reichlichen und exotischen Toiletten saßen die Damen an kleinen Tischen, türkischen Kaffee oder Sorbet schlürpfend und dem Konzert lauschend, das eine englische Militärmusik ausführte, während junge Herren aller Nationen, türkische Paschas und Prinzen eingeschlossen, zwischen ihnen promenierten, Schönheiten und Toiletten musterten.

Harald spielte erfolgreich den Cavalier servente; er suchte einen Tisch, bestellte Erfrischungen und gefiel sich eine Weile in seiner Rolle, Holz darauf, Ritter einer Dame zu sein, die selbst hier, wo es reizende Erscheinungen in Menge gab, noch alle Blicke auf sich zog. Auch kam eine ganz lustige Plauderei zu Stande, sobald er sich entschloß, auf den ihm wohlbelannten wüthenden Gesellschaftskönig Fräulein

von Umfattel's einzugehen. Sie übte scharfe Kritik an den Vorbereitungen, die ihr ganzes Interesse in Anspruch nahmen, und Mrs. Summers lachte fortwährend über ihre treffenden und beißenden Bemerkungen und über die Art, wie Harald ihr secundirte. Als aber Fräulein Kunigunde, auf das vorläufige Gespräch zurückkommend, wieder von einem dem Umfattels verwandten Grafen zu reden begann, faltete er bittend die Hände und rief mit tiefem Seufzer: „Grüßes Fräulein! Wir sind in Egypten. Lassen Sie Ost- und Westpreußen und Pommern und die Mark dazu im Schnee begraben und freuen Sie sich des Sonnenlichts, das uns scheint!“

Sie blühte ihn fragend und bestremdet an.

„Wirklich“, fuhr er lebhaft fort, den Hut abnehmend und sich über die Stirn, das militärisch kurz geschnittene Haar fahrend, — „ich bekomme wieder Nervenzufälle, wenn ich noch mehr von Deutschland hören muß. Ich mag nicht!“

Fräulein von Umfattel machte ein empfindliches Gesicht. „Es thut mir sehr leid, Sie gelangweilt zu haben“, entgegnete sie. „Ich sehne mich sehr nach Heimath und Freuden bei einem deutschen Baron voraus.“

Er fühlte, daß seine Antwort etwas energischer ausgefallen war, als er beabsichtigte, und behauptete, daß es die mittägliche Hölle, nichts weiter sei, das ihn verstimmt habe. Doch merkte er wohl, daß sie gar kein Verständnis für die Schilderung der Scene besaß, die er zu seiner Entschuldigung zum Besten gab. Mrs. Summers lachte indes in ihrer gehaltenen Weise und sagte mit einem süßen Blick mittheilend: „Aber Mr. Sperber!“ Dann, in dem Wunsch, das Thema zu wechseln, fragte sie ihn, ob er auch die Nilreise zu machen beabsichtige, und erzählte ihm, daß sie schon längst Biletts zum Sonnabend bestellt habe. Es sei ihr jetzt fast leid, da alle ihre Bekannten mit Cook gingen, doch sie hätte sich eine kleine Gesellschaft so hübsch gedacht und daher, dem Rathe römischer Freunde folgend, bei Stangen Plätze bestellt, der die Gazeschiffe benutze. Mit lebhaftem Bedauern, daß es ihm nicht vergönnt sei, an der Fahrt theilzunehmen, berichtete er nun, daß er schon einen ihrer Mitpassagiere kenne und erregte bei beiden Damen lebhaftes Interesse für Wildau. Mrs. Summers wollte sich durchaus nicht damit zufrieden geben, daß Harald abgewiesen worden sei, die Nilreise in seiner und Wildau's Gesellschaft immer wieder in glänzenden Farben aus und erklärte, daß sie noch einmal ihr Heil bei Gaze versuchen werde. Vielleicht thue er ihr als Landsmann den Gefallen, einen Platz für Sperber zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Buren auf Ceylon.

Ein Franzose, Samion, der auf der Rückkehr aus Asien nach Frankreich vor Kurzem Colombo passirt hat, hofft durch folgende Veroffentlichung einer Anzahl noch immer trübseligem Buren die Rückkehr in die Heimath erschließen zu können. Er schreibt:

„Erlauben Sie mir, Ihnen den tieftraurigen Eindruck zu schildern, den ich auf die Reisenden an Bord des französischen Postdampfers Indus gemocht hat, als sie nach ihrer Landung in Colombo am 5. November auf einem Spaziergang nach dem 6 Meilen von Colombo entfernten Vavinia 165 Buren, Kriegsgefangenen der Engländer, erblickten. Diese Unglücklichen, auf engem durch Eisenstacheln abgegrenztem Raume zusammengepfercht, erschöpften sich, der Verzweiflung nahe, in Fragen, ob sie denn ihr Leben lang auf Ceylon bleiben müßten. Der Friede ist nun vielleicht seit sechs Monaten unterzeichnet, und gegen Alles Recht behandeln die Engländer Leute, die durch des Gefährtes Unquitt schließlich doch englische Unterthanen geworden sind, wie gemeine Verbrecher.“

Dies ist ausgesprochen schändlich, um so mehr als das Leben dieser Unglücklichen ganz elend ist, sie dürfen nichts arbeiten, bekommen zu wenig und schlecht zu essen. Vor einiger Zeit wurden die Gefangenen vom Fieber heimgesucht; zitternd vor Frost, in der Scheune, die ihnen zum Obdach dient, an einander gedrängt, baten sie schließlich um Linderung ihres Looses. Die Antwort ließ nicht auf sich warten: alle zwei Stunden, bei Tag und bei Nacht, schredete sie die Schildwache auf, damit sie auf den Namensaufruf antworteten!

Chinesische Schriftsetzer.

Während in Buchdruckereien der einzelnen Setzarten etwa 110 Fächer für deutschen und 160 für Antiquasatz enthält, bedarf der chinesische Schriftsetzer einer viel umfangreicheren Einrichtung. Bekanntlich besitzen die Chinesen kein Alphabet, sondern eine Wortschrift, deren Urbestandtheile rothe, zumeilen symbolische Bilder sind. Dazu kommt, daß zahlreiche Wörter in der Sprache den gleichen Laut, aber eine durch die Betonung ausgebrückte verschiedene Bedeutung haben und daher in der Schrift besonderer Unterscheidungszeichen bedürfen. So ist in Chicago die Druckerei eines kleinen chinesischen Tageblatts, zu dessen Satz 11,000 Schriftensätze vorhanden sind. Dazu hat das Blatt noch eine kleine Schriftlehre, um etwa nicht vorräthige Schriftzeichen sofort herstellen zu können. Größere chinesische Buchdruckereien sollen Setzarten mit 20,000 und noch mehr Fächern haben. Daß die Arbeit der chinesischen Setzer höchst mühselig ist, geht schon daraus hervor, daß an dem Satz des erwähnten vierseitigen Blättchens neun Mann täglich 12—13 Stunden arbeiteten. Während sonst ein Setzer bei einigen Anlagen es schon in zwei bis drei Jahren zu einer gewissen Fertigkeit bringt, gehört für den Chinesen dazu zu ein halbes Leben. Um die Auffindung des nöthigen Schriftzeichens in dem Wust von Fächern zu erleichtern, sind diese nach der „Zehn-Association“ geordnet. So ist das Fach, welches das Wort „Fisch“ enthält, mit den Fächern für Schuppe, Flosse, Korb, Fische u. s. w. umgeben, neben dem Schriftzeichen für „Fleisch“ finden sich die Fächer für Kuh, Hase, Meherger, Hahn, Kühe u. s. w.

Im Unterseeboot.

Ein Seemann des in Stokes Bay liegenden englischen Unterseebootes No. 2 giebt über die Eindrücke, die er bei einer dreistündigen Unterseebootfahrt empfangen, eine Schilderung, die um so interessanter ist, als sie nicht wie derartige französische Mittheilungen von Entzückung überstürzt.

„Die Empfindung, wenn das Boot taucht“, sagt die Blausade, „ist eine ganz eigenhümliche. Man glaubt, vollständig den zunehmenden Druck auf die Schiffswandung zu fühlen, was ich dem Aufheben des Vibrierens durch das Unterlaufen zuschreibe. Die elektrische Lampe verbrennt vollständig, Licht in dem etwas beengten Raume, nur durch die Glaslinsen des Auslassthurmes bringt in die Tiefe von zwei

Faden ein grünlich nebelhaftes Licht. Man kann, wenn man durch eine der Luken sieht, sagen, ob der Himmel wolzig ist oder die Sonne scheint. Ist man unter dem Wasser, so fühlt man eine Art Benommenheit, wenn ich auch schon glaube, daß dieses Gefühl mehr in der Einbildung besteht als in der Wirklichkeit und wohl auf ein Gefühl der Hilfslosigkeit zurückzuführen ist.“

Man bemerkt so gut wie keine Bewegung am Boot, selbst wenn es mit der vollen Unterseebootwindigkeit von sieben Knoten fährt. Ein leichtes Zittern wird durch die Gasolinmaschine veranlaßt. Der Eindruck der allgemeinen Stille ist ein tiefer.“

Befragt, welches die längste Zeit gewesen, während deren es sich unter Wasser befand, erwiderte unser Seemann: „3 Stunden 27 Minuten.“ Gegen Ende dieser Zeit, erzählte er, habe er ein leichtes Unwohlsein empfunden, zwei der Leute seien krank gewesen, Ohrenschmerzen sei die größte Unannehmlichkeit. Die Uebelkeit rührte übrigens nicht von dem Unterseeboot, als vielmehr von den übeln Dünsten her, die sich während der Fahrt entwickelten. Alle Leute, die unter See gehen, würden sehr blaß. Befragt, ob er das Leben auf dem Boote liebt, schüttelte der Seemann energisch den Kopf. „Nein“, sagte er, „es ist zu gefährlich und ohne jeden Comfort, daß irgend Jemand es lieben könnte.“ Er erklärte jedoch, daß er sich freiwillig gemeldet hätte, um No. 4, das eben seine Veruchsfahrt beendet hatte, nach Barrow zu bringen.

Eine theure Zehine.

Zur Erinnerung an den Todestag Alexandre Dumas des Älteren wurde dieses Jahr in der Comedie-Francaise eines seiner hübschesten Werke, „Mlle. de Belle-Isle“, gegeben. Von Wesen erzählt Henri Lavoix folgende Anekdote, die das gute Herz und die unerschöpfliche Freigebigkeit Alexandre Dumas' zeigt. Eines Tages brachte ein Unbekannter ihm den Plan zu einem Baudeville. „Ich sehe darin kein Baudeville“, antwortete Dumas; aber ohne behalte ich mir vor, der Gedante von der entzweielschnittenen Zehine, die unter die beiden Liebenden getheilt wird. Wenn Sie Ihr Baudeville schreiben und es Erfolg hätte, wieder würde es Ihnen einbringen?“

„Tausend Francs“, sagte der Andere. „Nun wohl“, sagte Dumas, „hier sind zweitausend für Ihre Idee mit der Zehine. Nur gehört sie jetzt selbstverständlich mir.“ Der Andere nahm entzückt an. Dumas verworfen den Gedanken an „Mlle. de Belle-Isle“ und erzielte damit die betannte Wirkung. Am Abend der Premiere befand sich der Unbekannte im Theater. Als er den Erfolg des Stückes und seiner Idee sah, schickte er Dumas folgendes Briefchen: „Meine Glückwünsche. Sie haben ein gutes Geschäft gemacht.“ Dumas antwortete sofort, nachdem er es gelesen hatte: „Wir hatten 2000 Fr. gesagt. Wollen Sie dafür 10,000, lieber Freund, damit mir die Zehine ganz und gar gehöre?“

Aus Verort meldet die Hamburgrische Börsenhalle in Nr. 570, daß die Schiffahrt auf der Elbe durch Eis gestört worden und ein Dampf mit sechs Leuchttern eingestoren sei. „Ein Regierungsschiff — Einbruder, von Embden kommend, will die Leichter befreien.“ Nun erhält die ohnedies gedrückte Einbruderzunft gar noch staatliche Konturnenz!